Das 49. Tonkünstlerfest.

Von **August Spanuth.**

Essen, den 28. Mai 1914.

„Saure Wochen! Frohe Feste!" sollte ich eigentlich als Motto über diesen Bericht setzen können, aber statt dessen muß ich gleich zu Anfang bekennen, daß dieses „frohe" Fest eine überaus saure Woche gewesen ist.

Schon die Reise nach Essen wurde mir nicht leicht, zumal ich kurz vorher ja in dem immer noch recht anziehenden Paris gewesen war. Ueberhaupt haben mir die „Großen Kanonen" noch niemals imponirt und bislang hatte ich mich immer darüber gefreut, daß ich an Essen höchstens einmal flüchtig gerochen, aber noch niemals eine Nacht in dieser großen Esse verbracht hatte. Nun hätte ich mir ja einbilden können, der Zauber der Musik würde die harte Gußstahl-Atmosphäre doch ein bischen weicher erscheinen lassen, aber — ich habe schon mehrere Tonkünstlerfeste des Allgemeinen Deutschen Musikvereins mitgemacht, ich gehöre also zu den gebrannten Kindern, die das Feuer scheuen. Jetzt habe ich die sechs Tage, die festlich hätten sein sollen, hinter mir, bin noch am Leben, kann trotz des Gehörten immer noch einen verminderten Septimenakkord von einem übermäßigen Nonenakkord unterscheiden, weiß genauer als vorher, daß eine lange Reihe aufregender Dissonanzen doch noch viel monotoner wirkt, als eine gleich lange Reihe einschläfernder Consonanzen, und — kann doch kein rechtes Dankbarkeitsgefühl gegen Essen und die Veranstalter dieses Festes zustande bringen. Blasiertheit? Ach nein, ich wäre in den letzten Tagen ja schon entzückt gewesen, wenn nur für einen halben Tag die Sonne mitsammt Apoll auf uns herabgeschaut hätte. Nun aber werde ich den zur Zeit flüssig gewordenen Staub dieser Rauch-, und Gest—, ich meine Geruchsstadt von meinen Füßen schütteln, respektive wischen und dem hochmögenden Vorstand des Allgemeinen Deutschen Musikvereins die Versicherung geben, daß ich mich durch ihre Vorspiegelungen dieses „Festes" nicht so bald wieder anlocken lassen werde.

Gewiß, der ruhmreiche Verein hat früher richtige Feste feiern können; damals hatte er es dazu, obgleich er an Geld sehr arm war. Heute, wo er sich, nach dem Jahresbericht, einer glänzenden Vermögenslage erfreut, reichen seine künstlerischen Kräfte nur zu einem sechstägigen, meist recht quälvollen Experiment aus. Die Grazien scheinen ihn verlassen zu haben. Gern gebe ich zu, daß die Qualität der gegenwärtigen musikalischen Komposition nicht blos in Deutschland, sondern überall in einem bedauerlichen Mißverhältnis zu ihrer riesigen Quantität steht, aber so steril, wie die Tonkünstlerfeste es einem glauben machen wollen, steht es doch nicht um den deutschen musikalischen Nachwuchs. Wenn die Darbietungen dieser letzten sechs Tage so deprimirend wirkten, so liegt das viel weniger an einem Tiefstand der musikalischen Erfindung, als an der Unfähigkeit der Auffindung, deren ich den Musikausschuß des Allgemeinen Deutschen Musikvereins schuldig sprechen muß. Er bleibt bei dem Prinzip einer veralteten, heutzutage geradezu kindisch wirkenden Weltanschauung, das man in die Worte fassen könnte: was ich nicht kenne, existirt nicht. Früher, zu Liszt's Zeiten, als der Verein sich noch mit einiger Berechtigung als ein „Allgemeiner" bezeichnen konnte, als die Aufführung einer neuen Komposition auf dem Tonkünstlerfest eine große Auszeichnung bedeutete, da konnte man sich allerdings die Sache bequem machen und annehmen, daß wirklich alles Aufführungswerthe dem Ausschuß eingereicht werden würde. Jetzt steht die Sache aber ganz anders aus. Unzählige Komponisten erklären uns, das Einreichen habe ja doch keinen Zweck, wenn man im Vorstande keinen „pull" besitze und die Komposition dazu noch etwas werth sei, werde sie gewiß nicht zur Aufführung angenommen. Das mag schnöde Verleumdung sein, das mag ein Märchen enttäuschter Ehrgeiziger sein, aber die Ueberzeugung, daß dem wirklich so sei, ist im ganzen deutschen Reiche weit verbreitet und hat wieder, wie ich mit eigenen Ohren in den letzten Tagen erfahren habe, eine Reihe neuer Anhänger gewonnen. Zudem kann ich selbst eine ganze Liste neuer aufführungswerther Kompositionen anführen, die auf den jüngsten Festprogrammen nicht erschienen sind, während wir mit unaushaltbaren Stümpereien und verrückten Experimenten über alle Gebühr gequält wurden. Was aber vom Programm wenigstens erträglich war, konnte man unmöglich als neu oder bedeutend bezeichnen. Erträglich war nur die Mittelmäßigkeit; zum Feiern eines Festes gehört aber doch eine Qualität, die aus der Mittelmäßigkeit hervorragt. —

Als ich hier ankam, brütete eine fürchterliche Schwüle über dem Schlotenwald der Stadt und die Herren vom Kommittee machten ein bedenkliches Gesicht. Wer würde sich bei dieser drückenden Temperatur dazu entschließen, den Morgen, Nachmittag oder Abend im geschlossenen Raum bei einer vermuthlich ebenfalls drückenden Musik zu verbringen? Aber der Verein hatte Glück. Der Umschlag des Wetters war ein urplötzlicher und so radikaler, daß jetzt die meisten Festgäste das gastliche Essen mit einem mehr oder weniger bösen Schnupfen verlassen werden. Der Alkoholverbrauch stieg zur Freude der Gastwirthe, und da die meisten Hotelzimmer hier im sogenannten Wonnemonat nicht mehr geheizt werden können, suchten viele Leute vor den Unbilden der Witterung Zuflucht im weniger kalten Konzertsaal. Wenn nur die Musik auch noch etwas zur Erwärmung des Publikums beigetragen hätte! Aber ich will nicht ungerecht sein: man konnte sich wenigstens über die Qualität der Ausführung meistens ehrlich freuen. Das Orchester von zirka einhundertundvierzig Musikern — aus dem Essener und Dortmunder Konzertchore zusammengesetzt — war wirklich alles Lobes würdig, und der junge Festdirigent, Hermann Abendroth, den die Essener mit Recht als ihren musikalischen Princeps feiern, bewies so viel Temperament, Umsicht und Elastizität, daß man sich gern zu Beifallsbezeugungen bereit fand, selbst wenn das Dargebotene nichts Begeisterndes mit sich brachte. Auch der gemischte Festchor, der Essener Damenchor, und sämmtliche Solisten verdienen sich warme Anerkennung, und die Leistung des benachbarten Duisburger Stadttheaters, dem die zum Festprogramm gehörige Uraufführung der Oper „Ratcliff" von Volkmar Andreae zugefallen war, muß sogar als eine überraschend vortreffliche genannt werden. Auch der Essener Konzertsaal ist als mächtiger Posten auf der Credit-Seite zu vermerkn. Ich möchte ihn mustergültig nennen. Er liegt inmitten einer Parkanlage, die einen fast vergessen läßt, daß in dieser Stadt der verräucherte, häßliche Hephästos das Szepter führt. Er ist so weit und breit angelegt, daß zweitausend Personen darin bequem Sitze finden, seine Architektur ist im Ganzen eine recht glückliche, seine Akustik vortrefflich — nur wenn er nicht voll besetzt ist, leidet er ein wenig an Ueberresonnanz, — eine sehr brauchbare Orgel fehlt ebenfalls nicht, und außerdem sind die Nebenräume so generös angelegt, daß sie in den Zwischenpausen eine vergnügliche Promenade gestatten. Nun ja, das Geld dazu hat man ja in Essen, und wie es scheint, ist auch beim hiesigen Publikum das Bedürfnis nach echter, nach großer Musik schon recht tüchtig geweckt worden.

Ich bin nun wohl verpflichtet, an einigen Beispielen nachzuweisen, daß die Art und Weise, wie der Musikausschuß die Auswahl der Programmnummern handhabt, nicht die richtige sein kann. Da hatte sich der Frankfurter Opernkapellmeister Ludwig Rottenberg vor kurzem mit einer langen Serie von Liedern gemeldet, nachdem er neunundvierzig Jahre seines Lebens zugebracht hatte, ohne die Oeffentlichkeit mit Kompositionen eigener Arbeit zu behelligen. Rottenberg ist gewiß ein tüchtiger Musiker und, so weit ich es nach den wenigen Vorstellungen, die ich unter seinem Stabe erlebt, beurtheilen kann, auch ein gewandter Kapellmeister. Nachdem er aber ein halbes Jahrhundert dem Drange widerstanden hatte, die Aufmerksamkeit der Welt auf seinen Mangel an kompositorischer Begabung zu lenken, hätte er getrost noch zwanzig, dreißig oder vierzig Jahre länger an sich halten können. Er hätte dann mit überlegenen Lächeln sagen dürfen: wenn ich nur wollte, ich könnte Besseres zu Stande bringen, als all' diese Auch-Komponisten, und wäre in diesem Zeitalter der komponirenden Kapellmeister mit einer Märtyrerkrone durch das Leben gewandelt. Nun aber weiß alle Welt, daß er, umgekehrt, gar zu gern möchte, aber leider nicht recht kann. Natürlich kann jeder Kapellmeister sowie überhaupt jeder anständige Musiker ein wenig komponiren, nämlich soweit das Handwerksmäßige dabei in Betracht kommt. Wer hätte denn nicht ein paar Liederhefte im Pult liegen? Das hatten ja schon manche Dilettanten für Ehrensache! Thatsächlich sind denn auch unter den Rottenberg'schen Liedern, die uns auf diesem Feste vorgesetzt wurden, einige, die man als „garnicht übel" bezeichnen kann, z. B. „Die geheimnisvolle Flöte" (aus der von Bethge übersetzten „Chinesischen Flöte", die es den deutschen Komponisten besonders angethan zu haben scheint, nachdem sie die germanische Lyrik gründlich abgegrast haben) und „So lange wir auf Erden sind" aus derselben chinesischen Quelle. Aber so lange ich auf Erden bin, möchte ich nicht wieder verurtheilt werden, die Rottenberg'sche Komposition von Nietzsche's Zarathustra-Betrachtung über die Schwermuth anhören zu müssen. Der Opernteno Forchhammer brüllte sie uns am kühlen Montagmorgen im Kruppsaal entgegen, und wenn ich nur etwas näher der Thür gesessen hätte, wäre ich mitten drin auf und davon gelaufen. Fast noch ärger war die Ver—tonung von Goethe's Phantasie „Warum gabst du uns die tiefen Blicke". Was Nietzsche betrifft, so war es ja seine wundersame Gabe, uns Philosophie in poetischer Form darzubringen, aber wenn man diese poetisch verfeinerte Philosophie dann gar noch handgreiflich komponiren will, dann wird — umgekehrt ein Schuh draus. Ganz bestimmt müssen doch die Fachleute des Musikausschusses — Leute wie Hausegger, Volkmar Andreae u. s. w. beim Durchsehen der Rottenberg'schen Lieder ebensogut wie das Publikum dieses letzten Montags die Ueberzeugung gewonnen haben, daß durch solche Musikmacherei die Tonkunst nicht bereichert werde, und daß eine „Förderung des deutschen Musiklebens im Sinne einer fortschreitenden Entwicklung" (wie es so schön in den Statuten heißt) von den Rottenberg'schen Liedern nicht erwartet werden konnte, — warum also nahm man sie an und „schmückte" das Programm des 49. Tonkünstlerfestes damit? Hätten die Herren das auch gethan, wenn Rottenberg nicht einen einflußreichen Posten bekleidete, wenn er ein gänzlich unbekannter Mann ohne Amt und Würden wäre? Ich will damit gewiß nicht insinuiren, die Musikausschüsse könnten dabei an irgendwelche Gegenleistungen in dieser oder jener Form, etwa an die Frankfurter Aufführung irgend einer schlummernden Oper gedacht haben; ich will nur darauf hinweisen, daß in Deutschland die Titel- und Ordenssucht, das äußerliche Streberthum auch in Kunstkreisen immer mehr Einfluß gewinnt, daß sich auch auf dem Gebiete der freien Kunst und Wissenschaft ein instinktiver Respekt vor Amt und Würden eingeschlichen hat, der mit der Sache selbst nichts zu thun haben kann. Wie anders ist das bei Ihnen, wo man sich's verbittet, „Professor" genannt zu werden!

Noch unerklärlicher bleibt aber die Annahme einer Orgelsonate von dem jungen, in den weitesten Kreisen unbekannten Alexander Jemnitz. Hier konnte von Respekt vor irgend einer Stellung, vor Amt und Würden nicht die Rede sein, hier konnte der Ausschuß höchstens gedacht haben: wir benöthigen zur Warnung unseres jungen Nachwuchses doch auch eines abschreckenden Beispiels. Als die „Sonate" uns etwa fünfzehn Minuten lang mit den schauerlichsten und monotonsten Mißklängen gepeinigt hatte, suchten meine Blicke wie hilfeflehend die Gesichter des nicht weit von mir plazirten Vorstandes. Die Herren begannen den Kopf zu schütteln und sahen einander verlegen an, aber die „Sonate" ging ihren grausamen Weg weiter, bis fünfundvierzig Minuten verflossen waren. Dann endlich hörte das entsetzliche Geräusch auf. Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten und fragte einen Herrn des Vorstandes, wie so etwas möglich sei. Als Antwort bekam ich den Bescheid, daß man geglaubt habe, das Qualstück werde höchstens zwanzig Minuten dauern, der Komponist müßte also wohl nachträglich noch etwas hinzukomponirt haben. Ein schöner Trost für die Opfer, die Zuhörer!

Glücklicherweise gab es aber auch einige Lichtblicke. So folgte der Sonate unmittelbar eine „Nippon"-Suite des ungarischen Komponisten Erwin Lendai, zierlich japanische Poesie, gar zierlich und fein in Musik gesetzt, und vom Essener Frauenchor desgleichen zierlich und sauber vorgetragen. Nichts besonders Neues, nichts Großes, aber doch Erfreuliches. Ferner konnten passiren eine Violin-Klavier-Suite von Josef Haas, eine (angeblich) romantische Serenade von Gottfried Rüdinger, und andere Kleinigkeiten. Endlich gab es zwei große Symphonien, die sich schon in Deutschland und Oesterreich Namen gemacht hatten: Hausegger's „Natursymphonie" und des Wiener Komponisten Franz Schmidt zweite Symphonie. Die erstere ist zwar nach meinem Geschmack ein Ausfluß des herrschenden „Mammuthismus" in der Musik und mißfällt mir durch die innerlich nicht gerechtfertigte Attitude des Titanischen, die zweite aber hält im weiteren Verlauf nicht, was die schöne, Schubert-hafte Spielfreudigkeit des ersten Satzes verspricht. Einerlei, hier hatten wir wenigstens zwei reife Produkte geläuterten Könnens, die zum mindesten Achtung beanspruchen durften.

Der Verein hatte schon längst den Wunsch gehabt, auf seinen Tonkünstlerfesten auch der dramatischen Komposition gebührende Beachtung zu schenken, aber nur selten hatte sich ein Theater bereit finden lassen, zu diesem, aller Voraussicht noch nicht besonders lukrativen Zweck ein neues bedeutungsvolles Werk einzustudiren. Hier in Essen war das anders. Hier ist die musikalische Kultur noch verhältnismäßig neu, hier ist man noch ehrgeizig und läßt sich's was kosten, mitgerechnet zu werden. Daher geschah es ja auch, daß man Essen bereits zum zweiten Male als Feststadt gewählt, nachdem die Tonkünstler erst im Jahre 1906 hier zum ersten Male getagt hatten. Aber gleich zwei neue Opern, das wäre doch für ein Theater ein bischen viel gewesen. Aber das benachbarte Duisburg — eine halbe Stunde Schnellzugfahrt von hier — war nur zu glücklich, sein wunderschönes neues Theater und dessen beachtenswerthe Kräfte für die zweite Opernaufführung zur Verfügung zu stellen.

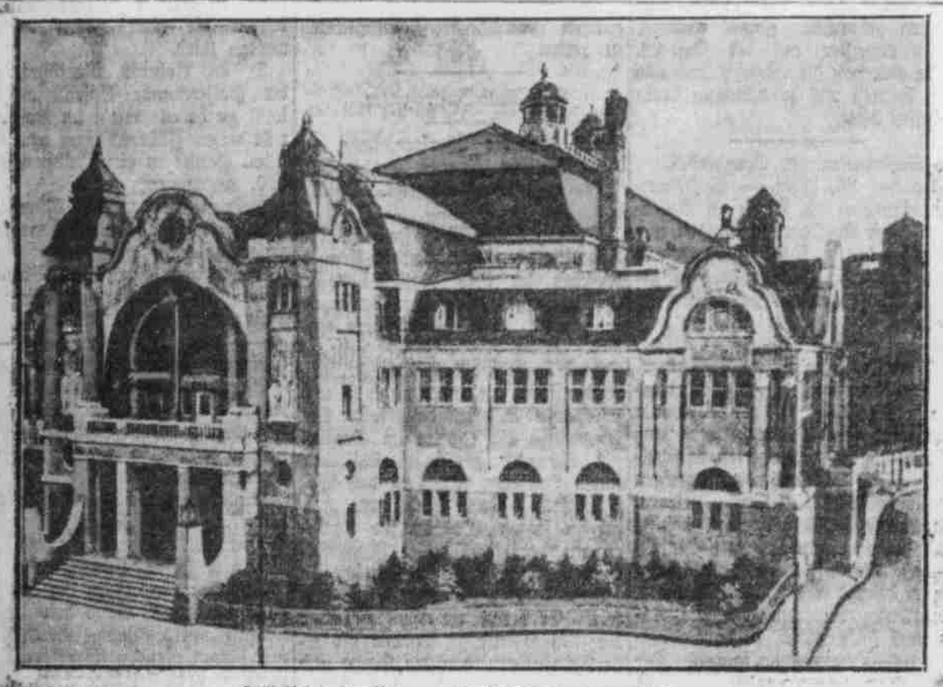
Ich muß gestehen, daß mich die Duisburger Aufführung auf's angenehmste überrascht hat. Das Theater selbst ist ein Kompromiß zwischen Logenhaus und Amphitheater, stellt also einen Typ dar, der Zukunft haben dürfte. Scheint es hier doch gelungen zu sein, von beiden Stilen das Vortheilhafteste zu vereinigen. Zwar liegt auch hier das Orchester tief, aber doch nicht so kellertief wie in manchem neuen deutschen Kunsttempel. Sodann ist die Bühne mit allen modernsten maschinellen Chikanen ausgestattet, so daß man sich die extravagantesten Inszenirungen und von wegen der Schiebebühne die schnellsten Szenenwechsel gestatten kann. Besonders das Letztere kam der Novität, dem Volkmar Andreae'schen „Ratcliff", (wortgetreu nach Heine), sehr zu statten. Um die Wirkung zu einer möglichst geschlossenen zu gestalten, läßt der Komponist nämlich die vier Szenen ohne Unterbrechung aufeinander folgen, und die orchestral-symphonische Verbindung zwischen diesen einzelnen Szenen ist immer nur wenige Minuten lang. Ich bin zwar der Ansicht, daß gerade dieses unaufhörliche Weiterrauschen der Musik die Wirkung eher beeinträchtigt, daß sie das Ohr des Zuhörers ermüdet, zumal der Komponist mit den stärksten und drastischsten Mitteln arbeitet.

Volkmar Andreae ist unter den fortschrittlich gesinnten Komponisten der Gegenwart sicherlich einer der begabtesten, und daß die Züricher ihn förmlich vergötterten, ist wohl begreiflich. Zeigt er doch erhebliche Selbständigkeit und Kraft der Erfindung. Um sich aber als vollgültiger Musikdramatiker zu bewähren, hätte er einen anderen Text wählen müssen. Dieser Ratcliff ist mehr eine schauerliche Ballade als eine Tragödie; ihren Figuren Fleisch und Bein zu geben, dürfte nicht einmal dem Charakterisirungsvermögen eines Richard Strauß gelingen. Zum großen Theil ist zwar Volkmar Andreae's Stimmungsmalerei in allen vier Bildern eine packende und in mancher Einzelheit auch eine originelle, aber wo es sich um eigentliche Dramatik handelt, da geräth die Musik unwillkürlich in's Wagner'sche Themengebilde. Das aber will mit den Bühnenvorgängen kein einheitliches Bild geben, das macht den Eindruck des Draufgemalten, des Angeklebten. Wenn der „Ratcliff"-Stoff keine eigentliche dramatische Bewegung und Handlung hat, so strotzt er doch von krassen Bühnenvorgängen. Für solche aber ist z. B. die derbe, theatralische Art eines Mascagni so viel geeigneter, als der Stil des Wagner'schen Musikdramas. Nun aber wissen wir ja, wie auch Mascagni an diesem Stoff Schiffbruch erlitt. Wie hätte da Volkmar Andreae, ein so viel feinerer Musiker, zum Ziel gelangen können? Ich kann mir durchaus vorstellen, daß Volkmar Andreae uns noch ein durchaus gelungenes Musikdrama liefern wird, aber eins mit weniger gewaltsamen Todesfällen und mit mehr „Handlung".

Ueber die andere Operngabe des Festes, die im Essener Stadttheater aufgeführt wurde, kann ich mich kurz fassen. Sie nennt sich „Herr Dandolo" und wird als „heitere Oper" bezeichnet. Der Text ist von Will Vesper einem italienischen Rococo-Stoff nachgebildet und gewissermaßen in's deutsch Biedermeyerische übertragen. Es handelt sich um einen Mann, der totgesagt wird und dann, etwa fünf Minuten vor dem letzten Fallen des Vorhanges lebendig auf der Szene erscheint. Er hat ausprobiren wollen, ob bei seiner Witwe die Freude über die Erbschaft oder die Trauer über seinen Tod größer sein würde. Während manche Zuhörer den Text erträglich amüsant fanden, kam er mir fast kindisch-albern vor. Vielleicht irre ich mich, aber darauf möchte ich eine Wette eingehen, daß der Komponist nicht so leicht im Stande sein wird, dem Essener Theaterorchester aus den Tantièmen dieser Oper eine mächtige Summe zu überweisen. Das hat der junge Mann nämlich im Entzücken über den lebhaften Beifall, der ihm einen durchschlagenden Erfolg zu bestätigen schien, öffentlich versprochen. Rudolf Siegel heißt der Komponist. Sicherlich hat er Talent, ist auch in so fern auf dem rechten komischen Opernwege, als er sich bemüht, das Orchester feindrähtig zu benutzen und mit delikaten Farben zu arbeiten. Auch bringt er allerlei graziöse melodische Einfälle. Aber es fehlte ihm eben nicht nur der wirksame Text, sondern vorläufig auch noch die erforderliche Erfahrung in dessen Handhabung. Am gelungensten ist der zweite Akt.

„Multa" und nicht „multum" heißt das Facit dieser anstrengenden „Festtage". Wie gern würde man in die Lobesposaune stoßen, wie freudig würde man es begrüßen, wenn diese Veranstaltungen endlich wieder zu wirklichen Festen würden. Aber ich fürchte, die leitenden Geister des Vereins sind allen Reformvorschlägen nur deshalb so abhold, weil sie fürchten, daß diese neue Kräfte an's Tageslicht kommen und die alteingesessenen Vorstands-Gewaltigen überflüssig machen würden.

Im nächsten Sommer will man in Darmstadt oder in Chemnitz zusammenkommen. Es gilt dann, das fünfzigste Fest zu feiern. Ob der Ehrenpräsident Richard Strauß — der heuer ganz fern geblieben war — sich herbeilassen wird, dieses Jubiläumsfest durch die Uraufführung seiner jetzt noch nicht vollendeten „Alpensymphonie" zu verherrlichen?



Städtischer Saalbau. — Große Essener Konzerthalle.

Oesterreichisch-ungarische Korrespondenz.

Erinnerungen an das alte Burgtheater.

Die bekannte Schauspielerin Auguste Wilbrandt-Baudius, Adolf Wilbrandts Wittwe und neben Baumeister die letzte Säule, die noch von der entschwundenen Pracht des alten Burgtheaters kündet, plaudert im neuesten Heft der Cottaschen Monatsschrift „Der Greif" in dem reizenden Konversationston, dessen vollendet Meisterin sie auch auf der Bühne ist, von ihrer ersten Wiener Zeit, von der Glanzepoche der Burg unter Laubes Leitung.

Einen unvergeßlichen Eindruck erhielt sie bei ihrer Antrittsrolle als Käthchen von dem großen Heldenspieler Heinrich Anschütz, der den Vater gab. „Er sprach langsam, himmlisch langsam; er war ein Meister auf dem göttlichen Instrument, das die Natur ihm verliehen hatte. Möchten wir in der Kirche die Orgel schneller spielen hören? Wenn er im ersten Akt des „Käthchen von Heilbronn", vor den Richtern der heiligen Feme, erzählte, wie und durch welche Teufelskünste der hier erschienene Graf Wetter v. Strahl ihm sein Enkelkind bethört habe, so daß es aus seinem Hause entflohen sei, um dem Grafen überall hin zu folgen in hündischer Demuth; wie er dann diesem Grafen als Ankläger gegenübertrat — da war's still wie in der Kirche. Der letzte auf der letzten Galerie des alten Burgtheaters hatte nicht ein Wort der wichtigen Exposition verloren. Und man hatte durch seine Beschreibung das arme Käthchen schon liebgewonnen, als es endlich erschien."

Ueberhaupt waren die Mitspieler so meisterhaft, daß sie die Novize zur leidenschaftlichen Hingabe mit fortrissen, vor allem Julie Rettich, die ihr Laube als Musterv orstellte im Leben und auf der Bühne. „Als er merkte, daß ich in der Erfolgfreudigkeit meines Backfischthums sein Logenpublikum und die aristokratischen Formen und das Französische nicht

Hofrat Dr. Weiser
Bürgermeister von Payerbach.

gar so ernst nahm, da erzählte er mir von Frau Julie Rettich, daß sie, „unsere große Tragödin", auch eine vollendete Dame sei, hochgeehrt in der besten Gesellschaft Wiens, daß man ihr die edlen Frauen, die sie spielte, glaube; daß sie unablässig an ihrer Bildung arbeite, daß sie sich nie zu verstellen brauche, wenn sie eine bedeutende, charaktervolle Persönlichkeit darstelle, daß sie also im besten Sinne vornehm sei und mir als Vorbild dienen möge. „Und" — so schloß er — „auch darin sei sie Ihnen ein Vorbild: An einem Spieltag darf ihr niemals ein Besuch gemeldet werden. Sie selbst macht an einem solchen Tage nicht den kleinsten Besuch. Sie lebt nur in ihrer Rolle, bleibt in ihrem Hause, läßt sich durch nichts zerstreuen. So müssen Sie es auch halten. Es ist eigentlich selbstverständlich, daß eine Künstlerin so leben muß, aber ich sage es Ihnen dennoch: Ein Spieltag muß Ihnen heilig sein: Sammlung! Sammlung!!!"

Noch andere wichtige Züge erfahren wir zur Kennzeichnung Laubes: Die junge Schauspielerin war krank geworden und lag an einem schweren Kopf-Typhus darnieder. Ich sehe ein ernstes Männergesicht, das mich lange ganz still ansieht. Ich liege im Bett. Endlich faße ich folgende Worte auf: „Ja — — sollte es sich herausstellen, daß Ihre Tochter etwa auf der Brust nicht tüchtig ist . . . . . ja, da müßte ich auf sie verzichten: Das Wiener Klima ist für Brustschwäche das Abscheulichste." Meine gute Mutter klagte dann, ich sei in den Fieberphantasien so unglaublich garstig gegen sie gewesen, so wild, so heftig, habe ihr nur immer mit den Fäusten gedroht. Er, der Herr Direktor, werde wohl mit ihr fühlen — werde mit ihrem Mutterherzen Mitleid haben! — Da kam sie aber an den Rechten. Laube (erfreut, erstaunt): „So, wirklich? Heftig? Garstig? Mit den Fäusten gedroht? Bravo! Bravo! Zeugt von Temperament! Da wird sie doch vielleicht in's Tragische hinauf können!" „Dieser Mann war der größte Schätzer der Schauspieler und der Schauspielerkunst. War er doch fast ein Berufsgenosse von uns; denn auf den Leseproben der Novitäten, wenn er an Stelle eines unpäßlichen Schauspielers dessen Rolle vorlas, da war es ein Fest für uns, ihn zu hören. Und eine Freude für ihn; er las meisterhaft. Und weil er eine so hohe Meinung von der Schauspielerkunst hatte, deshalb mied er auch auf's sorgfältigste alles, was den Künstler „irritiren" könne; auf den Proben wie des Abends." So stolperte zum Beispiel eines Tages Charlotte Wolter immer wieder über einen Namen und sprach ihn immer wieder falsch aus, bis Laube schließlich dem Regisseur, der korrigiren wollte, abwinkte: „Lassen wir sie, sie ist stärker als wir!" Und zu Auguste Baudius sagte er dann: „Sehen Sie, der Schauspieler ist in einer erhöhten Stimmung. Die muß respektirt werden. Jedes Hindernis macht ihn stutzig. Ganz so, wie es bei den edlen Rennpferden ist."

Mit einem edlen Rennpferde verglich Laube auch seinen Heldenspieler Josef Wagner, und er meinte, dieser wäre in seinem rastlosen Feuer imstande, wenn man ihm nicht Halt geböte, unaufhaltsam dahin zu rasen, bis er todt niderfände. „All' diese kleinen Züge sollen nur zeigen, wie dieser als „barsch verschriene Mann doch eine so große Freude hatte an dem Umgang mit seinen Schauspielern, wie er sie studirte, beobachtete, und wie er sie liebte als ihr Lenker und ihr Beherrscher . . . Ich kann mich nicht erinnern, daß ich Laube jemals hätte jemanden anschreien hören. Auch blamirt wurde man

niemals vor anderen. Das gehört auch zu jenen „Legenden", wenn heute etwa ganz junge Regisseure sagen: „Ach was, Laube hat auch angeschrien." Darauf sagen wir: „Nein, so dumm wäre er nie gewesen. Angeschrien, während der Proben, ist immer ein Zeichen von niedriger Kultur und — von Dilettantismus." Hatte Laube aber mit Recht oder mit Unrecht jemanden aufgegeben, so wurde er sehr kühl, sehr höflich gegen ihn und sagte ihm nichts mehr auf den Proben.

Allerlei.

Der Bürgermeister von Payerbach, Professor Anton Weiser, ist im 78. Lebensjahr gestorben. Professor Weiser war lange Jahre Erzieher im Hause des Erzherzogs Karl Ludwig. Als er in den Ruhestand trat, widmete er sich mit großem Eifer den Gemeindeangelegenheiten.

Der Wiener Vice-Bürgermeister Dr. Porzer ist nach langem, schwerem Leiden verschieden. Dr. Porzer wurde am 1. November 1874 als Sohn eines Wiener Bürgers in Wien geboren. Er absolvirte das akademische Gymnasium, studirte dann an der Wiener Universität und wandte sich der Advokatie zu. Seit 1878 war Dr. Porzer Hof- und Gerichtsadvokat, im Jahre 1882 wurde er zum Mitglied des Staatsgerichtshofes ernannt. Im September 1895 wurde Dr. Porzer vom dritten Wahlkörper des 1. Bezirkes zum erstenmal in den Gemeinderath entsandt. 1905 wurde Dr. Porzer zum zweiten Vice-Bürgermeister und 1910 zum ersten Vice-Bürgermeister gewählt. Seiner Initiative verdankt die Gemeinde Wien eine Reihe bedeutender und segensreich wirkender Institutionen; so ist insbesondere auf ihn die Gründung der Kaiser Franz Josephs-Jubiläums-Lebens- und Renten-Versicherungsanstalt und die Schaffung des städtischen Berufsvormundschaftsamtes zurückzuführen.

Die Generalstochter Olly Pollach, die von ihrem Gatten, einem Gendarmerie-Oberleutnant geschieden war, hat sich in Graz während der Heimfahrt vom Theater in einem Auto erschossen. Sie befand sich bereits einmal wegen eines schweren Nervenleidens in einer Heilanstalt. Sie wohnte seit einiger Zeit in Graz bei ihren Eltern; der Vater ist ein im Ruhestande lebender General. Der Ehe der Dame, die erst im 22. Lebensjahre stand, war ein Kind entsprossen, das sich beim Vater befindet. Während ihres Grazer Aufenthaltes hatte sich die krankhaft veranlagte Dame in ein sehr beliebtes Mitglied des Grazer Theaters verliebt. Sie sandte ihm fast täglich Blumen und Briefe. Da der Künstler, der glücklich verheirathet ist, die Neigung der Dame nicht erwiderte, fühlte sie sich unglücklich. Montag richtete Frau Pollach an den Künstler ein Schreiben, in dem sie die Absicht zu erkennen gab, daß sie aus dem Leben scheiden wolle.

Von Erpressern ausgebeutet.

Der Inspektor der Staatsbahnen Rudolf Kratter in Olmütz hatte am 19. Juli 1911 dienstlich in Hausdorf bei Schönberg zu thun und betrat um die Mittagsstunde das Gasthaus des Fleischhauers Franz Meixner, woselbst er sich in ein ebenerdiges Extrazimmer, dessen beide Fenster offen waren, begab. Vor den Fenstern spielten einige Kinder und auf Einladung Kratters hin kam die zwölfjährige Leopoldine Meixner in das Zimmer. Kratter, ein großer Kinderfreund, setzte das Kind auf seinen Schooß, unterhielt sich mit ihm und küßte es auch. In diesem Augenblick betrat die Kellnerin das Zimmer, worauf sich die kleine Meixner entfernte. Am folgenden Tage erhielt Kratter von Meixner einen Brief, er habe sich seinem Kinde gegenüber unsittlich benommen, er erstatte die Strafanzeige, wenn sich Kratter nicht sofort „ausgleiche". Bestürzt ging der Inspektor zu Meixner und fand daselbst die kleine Meixner, ihre Eltern, die Kellnerin und die Mutter derselben, welche der Reihe nach dem Kratter den Vorwurf des unsittlichen Vergehens in's Gesicht wiederholten. Kratter war so bestürzt, daß er sich wirklich auf Verhandlungen einließ. Er bot 20 Kronen; dann 50 K., dann 200 K. Endlich kam ein „Ausgleich" zu Stande, indem Kratter sich verpflichtete, 1000 Kronen in fünf Raten zu bezahlen; die Familie Meixner dagegen stellte eine „Erklärung" aus, daß Kratter sich an dem Kinde in keiner Richtung vergangen hat.

Nun zahlte der Inspektor zwei Raten, bis er bei Fälligkeit der dritten seiner Verpflichtung nicht pünktlich nachkommen konnte. Er erhielt gleich einen Drohbrief von Meixner, dann einen zweiten, er werde die Anzeige bei der Bahndirektion und der Staatsanwaltschaft erstatten. Kratter vertraute sich nun einem Kollegen an, der ihm rieth, die Erpressungsanzeige zu erstatten, was auch geschah.

Die Anzeige hatte aber zur Folge, daß auch gegen Kratter eine Anklage wegen unsittlicher Verfehlungen erhoben wurde, und er wurde thatsächlich zu einem Monat Kerkerstrafe verurtheilt, in der Folge vom Amte suspendirt und auf den halben Gehaltsbezug gesetzt.

Kratter erhob gegen das Urtheil die Nichtigkeitsbeschwerde. Beim Kassationshof hob sein Vertheidiger Dr. Hofmokl hervor, daß gegen die Glaubwürdigkeit der Zeugen schwere Bedenken obwalten, es handle sich offenbar um Erpressungen. Der Kassationshof gab der Nichtigkeitsbeschwerde Folge und ordnete eine neuerliche Verhandlung an, die beim Kreisgerichte Olmütz stattfand. Der Präsident theilte mit, daß die Staatsanwaltschaft inzwischen gegen die Eheleute Meixner die Anklage wegen Erpressung erhoben hat und daß die Anklage in Rechtskraft erwuchs.

Der Gerichtshof sprach Kratter diesmal frei, da an seiner Schuldlosigkeit nicht gezweifelt werden könne.

1670 Ritter des St. Stephans-Ordens.

Anläßlich der 150. Jahreswende der Gründung des königlich ungarischen St. Stephans-Ordens hat die Ordenskanzlei ein von dem derzeitigen Ordensherold, Kabinetssekretär Hofrath Geza Freiherrn Nagy v. Török-Ethe, auf Grund sorgfältiger archivalischer Studien zusammengestelltes Verzeichnis aller Persönlichkeiten herausgegeben, die in den letzten 150 Jahren mit diesem Orden ausgezeichnet worden sind. Es enthält im ganzen 1670 Namen, eine Anzahl, die allein nur von den am Leben befindlichen Mitgliedern des Ordens der Eisernen Krone sowie des Franz Josefs-Ordens weit überkroffen wird. Von der Gründerin des Ordens, der Kaiserin und Königin Maria Theresia, sind im ganzen 46 Verleihungen vorgenommen worden, von Josef II. 192, von Leopold II. 5, von Franz I. 422, von Ferdinand I. 199. Die größte Anzahl von Verleihungen (886) entfällt naturgemäß auf die lange Regierungszeit unseres Kaisers. Alle drei Ordensgrade (Kleinkreuz, Kommandeurkreuz, Großkreuz) haben im ganzen nur sieben Persönlichkeiten durchlaufen, darunter der jüngst verstorbene Gardekapitän Baron Fejervary. Das von der königlich ungarischen Staatsdruckerei in Budapest in einer deutschen und einer ungarischen Ausgabe vornehm geschmackvoll ausgestattete Werk wird dem Historiker als Nachschlagewerk in vielen Fällen werthvolle Dienste leisten.

Volkstag in Klagenfurt.

Wie bereits vor einiger Zeit gemeldet, wurde von den alpenländischen Abgeordneten des Deutschen Nationalverbandes beschlossen, im Juni einen südösterreichischen deutschen Volkstag abzuhalten. In Ausführung dieses Beschlusses wurde für Sonntag, den 21. Juni, nach Klagenfurt ein großer alpen- und kärntländischer Volkstag einberufen. Auf dem Klagenfurter Tage soll insbesondere den Angriffen der Slowenen, die geeignet sind, den nationalen Frieden im Lande Kärnten in bedenklichster Weise zu gefährden, entschieden entgegengetreten werden.

Allerlei.

Eine Gedenktafel für den verstorbenen Anatomen Hofrath Zuckerkandl wurde im Anatomischen Institut zu Wien enthüllt. Die Feier war eine intime, es hatten sich die engeren Fachgenossen und die Familie des Verstorbenen eingefunden. Die Universität war durch den Rektor Hofrath v. Wettstein repräsentirt, die medizinische Fakultät durch den Dekan Hofrath Walter. Ferner war der Prager Professor Großer erschienen. Die Wittwe des verstorbenen Gelehrten Frau Bertha Zuckerkandl, der Schwager Chefredakteur Dr. Julius Szeps, Professor Otto Zuckerkandl, Zentraldirektor Zuckerkandl (Berlin), Professor Redlich repräsentirten die Familie, den Freundeskreis der Maler Gustav Klimt.

Der Kohlenbrenner Josef Bader aus Drassenmarkt wurde auf der Landstraße zwischen Haracsony und Frauenhaid bei der Heimfahrt auf seinem Wagen von Räubern erschlagen und seiner Baarschaft beraubt.

In den letzten Tagen ist das Sicherheitsbureau einem ungefähr seit 15 Jahren von einem einzigen Beamten einer Wiener Speditionsfirma ausgeführten Betrug auf die Spur gekommen. Der Schaden beträgt 100,000 Kronen. Der Thäter ist der Disponent einer Wiener Speditionsfirma, Emil Rudolf Riedl.

Anläßlich der 300jährigen Gründungsfeier des Konvents und Spitals der Barmherzig